

Jugendliche ohne „Mitbestimmung“?

In der aktuellen Diskussion über Jugendprobleme in unserer Gesellschaft stehen die Lernbehinderten und die jugendlichen Arbeitslosen zu Recht im Mittelpunkt. Bei den Erwägungen und Anklagen in bezug auf das Bildungssystem, das Wirtschaftssystem und die familiäre Sozialisation wird jedoch der Gesichtspunkt der Eigenverantwortung der jungen Menschen fast völlig vernachlässigt. Aber wenn man – mit den besten Absichten – nicht die größten Torheiten an den Behinderten wie an allen übrigen begehen will, muß man sich diese Sondergruppen sozialwissenschaftlich genau ansehen. Und genau bedeutet sowohl eine Durchsicht der üblichen Makro-Statistiken (zum Beispiel über Schulen, Schüler, Schulabgänger, Auszubildende, Studierende in der Bundesrepublik Deutschland) wie besonderer Enqueten (zum Beispiel der Bundesanstalt für Arbeit über die Jugendarbeitslosigkeit seit 1974) und auch spezieller psychologisch-soziologischer Untersuchungen in ihren quantitativen und qualitativen Ergebnissen bis hin zu Einzelfallstudien (z. B. von Schulversagern). Aus solcher Durchsicht ergeben sich für den Verfasser vier Gedankenkreise als besonders erörterungsbedürftig.

1. Ungleichheiten durch Vererbung

Zunächst müssen Vererbung und Lebensgeschichte (wieder) in einem angemessenen Verhältnis gesehen werden. Bei allem Verständnis für die Tabuierung der genetischen Aspekte aus bekannten Gründen kann man sie nicht weiterhin außer acht lassen. Man muß sowohl Illusionen wie auch Überforderungen abbauen helfen im Hinblick auf die Betroffenen und auf die Gesellschaft bzw. das Bildungssystem. In der angelsächsischen Psychologie hat man nie die Vernachlässigung der Vererbung mitgemacht. Deshalb ist es kein Wunder, wenn zunächst dort aktuelle Arbeiten erschienen sind, die des Nachdenkens wert sind¹. Da es sich hierbei in Deutschland um ein riskantes Gebiet handelt, sollte man von vornherein Tatsachenforschung und deren vertretbare Aussagen deutlich abtrennen von möglichen pädagogischen, schulischen, sozial-politischen Konsequenzen.

Aus den Befunden insbesondere über intellektuelle Leistungsfähigkeiten bei der Erforschung von Zwillingen, Geschwistern, weiteren Verwandten und Adoptivkindern bzw. deren Eltern läßt sich folgendes nicht weglegen:

Je enger die genetischen Beziehungen sind, also am höchsten bei eineiigen Zwillingen, um so gleichartiger sind die Intelligenz-Test-Leistungen (IQ). Die statistischen Kor-

relationen sind selbst zwischen getrennt aufgewachsenen Geschwistern und ähnlich zwischen Eltern und Kindern beachtlich hoch, wesentlich höher als bei fernerer Verwandten oder zwischen Pflegeeltern und Adoptivkindern. Dabei sind die Korrelationen zwischen Eltern und Kindern bereits durch ein biologisches Grundgesetz, die sogenannte Regression zum Mittelwert, abgeschwächt: eine Art ausgleichender Gerechtigkeit verbessert die Voraussetzungen von Kindern im ungünstigen Erbgang und mindert sie bei ihren Antipoden.

Wem Intelligenz-Test-Unterschiede nicht hinreichend aussagekräftig erscheinen, der sei auf weitere Untersuchungen über Lernverhalten, Temperamenteigenschaften (z. B. emotionale Labilität, Reizbarkeit, Steuerlosigkeit, Stumpfheit), Kriminalität² oder Nervenströme (im Elektroencephalogramm) verwiesen, die ebenfalls Erbgleiche von Erbungleichen unterscheidbar machen und real bedeutsam unterscheiden.

Man mag nun den Anteil genetischer Bedingungen gegenüber denen der Lebensgeschichte (Familienmilieu, Verkehrskreis, Schule usw.) auf 50:50 oder (wie Eysenck es tut) auf 80:20 schätzen. Man mag die sogenannten *Doppelvorteile* beachten: Kinder intelligenterer Eltern genießen eine günstigere Erziehung und eine förderlichere Umwelt – und umgekehrt. Man mag das (bisher noch wenig untersuchte) *Zug-um-Zug-Wechselspiel* (Interaktion in der Biographie) zwischen genetischen Faktoren und Umweltangeboten, -anforderungen, -erwartungen, -sanktionen in Betracht ziehen; es vollzieht sich für positiver Veranlagte und günstiger Aufgewachsene im ganzen wechselseitig fördernd und steigernd, während es auf dem anderen Flügel wechselseitig schwächend, frustrierend, entmutigend, erschwerend, verhindernd abläuft.

Auch wenn man das alles berücksichtigt, so lassen sich *erbbedingte Ungleichheiten* von erheblichem Ausmaß nicht leugnen. Das ist eine unmoderne, unbequeme, nicht egalitäre Wahrheit, die allerdings viel Gutes stiften und viel Törichtes verhindern kann. Denn die Anerkennung dieser Tatsachen schließt keineswegs aus, sondern fordert besondere Bemühungen um die Gruppe genetisch benachteiligter Jugendlicher – allerdings in realistischer und liebevoller Einschätzung ihrer Möglichkeiten: zum Beispiel durch viel mehr praktische Tätigkeiten in den oberen Klassen der Hauptschulen, durch Förderlehrgänge zwischen Schule und Beruf, durch vermehrtes, besser institutionalisiertes Angebot von praktisch zentrierten beruflichen Mindestausbildungsgängen (als einfache Anlernverhältnisse unter Vertrag), durch eine transparente und kontrollierte erste Stufe einer Stufenausbildung – also Maßnahmen, die jene jungen Menschen moralisch, sozial und beruflich-erwerbsmäßig fördern und absichern. Subtile fachwissenschaftliche Unterscheidungen der verschiedenartigen genetischen Beeinträchtigungen und ihre Betreuung, unter anderem in einem ausgebauten Sonderschulwesen, helfen zu einer mehr oder minder befriedigenden Sozialisation und Etablierung dieser Jugendlichen in unserer Gesellschaft³. Es ist Sache christlichen Glaubens, eine solche schwächere genetische Lebensausstattung zu akzeptieren – abseits von utopischen Erwartungen und unberechtigten Vorwürfen an das „System“ – sowohl auf seiten der Betroffenen wie ihrer Betreuer.

Die quantitative Einschätzung dieser Gruppe genetisch Minderleistungsfähiger ist schwierig. Schätzungen sind immerhin möglich. Einen Anhaltspunkt bietet die Zahl derjenigen Schulentlassenen, die die Hauptschule bzw. Realschule ohne eigentlichen Abschluß verlassen oder aus der Sonderschule kommen. Das sind zur Zeit pro Jahr ca. 130 000 bis 150 000 Schüler (ca. 17 Prozent aller Schulabgänger). Aus dieser Gruppe – aber nicht nur aus dieser, und es betrifft keineswegs alle aus dieser Gruppe – rekrutiert sich die Quote derjenigen, die nicht in eine normale Berufsausbildung eintreten, sie nicht erstreben bzw. sie abbrechen oder nicht bestehen oder wieder aussteigen (ca. 20 Prozent der jugendlichen Arbeitnehmer unter 20 Jahren). Innerhalb der Zahl dieser bildungsmäßigen „drop outs“ darf man – unter Bezugnahme auf klinische Befunde seit einem halben Jahrhundert und auf die oben erwähnten Autoren – die wesentlich und stark physisch und/oder psychisch genetisch Beeinträchtigten (einschließlich der intrauterin und natal Geschädigten) auf etwa ein Drittel schätzen. Das ergibt eine beachtliche Zahl, die bei keiner Bildungs- und Ausbildungs-Konzeption oder -Reform übersehen werden darf.

2. Benachteiligungen in der Sozialisation

Was die Pastoraltheologie seit jeher weiß, ist im 20. Jahrhundert auch von der Wissenschaft entdeckt und von der (ihrer) Publizistik allerdings ebenso aufdringlich wie vergrößert verbreitet worden: Familie, Verkehrskreis und Sozialschicht sind wichtige Bedingungen für die Heranwachsenden in vielerlei Hinsicht. Bei einem Teil der Kinder und Jugendlichen wirken sie sich eingrenzend und frustrierend, leistungshemmend und normenwidrig, ja destruktiv aus. Was allerdings selbst den meisten wissenschaftlichen Arbeiten und Publikationen hierbei abgeht, ist eine genaue Abgrenzung von Sozialschichten (und deren Weiterentwicklungen seit 100 Jahren)⁴, von lokalen Milieus und von Familientypen, in denen sich eine „kumulative Benachteiligung“ tatsächlich nachweisbar vollzieht. Man kann nicht einfach von Arbeitern oder von der Unterschicht reden; die Mehrzahl jener Familien erzieht ihre Kinder ordentlich, opferbereit und eher partnerschaftlich, wie es sich auch in den Aussagen der Jugendlichen selbst widerspiegelt⁵. Nur wenige Untersuchungen zeigen auf, worin (z. B. in welchen Schulleistungen, in welchen Sozialfunktionen) sich diese Erschwerungen effektiv bemerkbar machen und auf welchen objektiven, mentalen, vermittelten Faktoren des Milieus sie beruhen mögen⁶. Und nur ein paar Fallstudien⁷ zeigen das freilich schwer eruierbare Wechselspiel zwischen den (eventuell versagenden) Erziehern und ihren darauf konform oder gerade kontraform reagierenden Heranwachsenden auf; denn nicht nur Eltern erziehen ihre Kinder, auch Kinder erziehen ihre Eltern, und manche suchen sich ersatzweise andere Bezugspersonen und Leitfiguren. Für Lehrer und Schüler gilt ähnliches.

Somit zeigen die Zusammenhänge zwischen den meist viel zu grob eingeschätzten

Sozialschichtzugehörigkeiten einerseits und den ungenau differenzierten Schul- und Lebensleistungen andererseits in keiner (mir bekannten) Untersuchung statistische Werte, die der Sozialschicht eine *dominante* Bedeutung für die Leistungen des *überwiegenden* Teils der Schülerbevölkerung zumessen würden. Die häufigsten Korrelationsberechnungen besagen zwar, daß für einen Teil dieser Schüler die Schichtherkunft eine bedeutsame, überzufällige Bedingung für ihre Schulleistungen darstellt, während sie bei der Mehrzahl innerhalb der untersuchten Stichproben nur als eine Bedingung neben anderen, stärkeren Bedingungen steht. Moderne Untersuchungsverfahren (zum Beispiel bei der Gegenüberstellung von potentieller Leistungsfähigkeit, verinnerlichter Motivation und manifester Schulleistung) lassen ja gerade eine differenzierte Sicht auf solche mittelbare makro-soziologische Zusammenhänge wie zwischen Sozialschicht und Schulleistung zu. Nur jemand, der solche Untersuchungen nicht richtig zu lesen fähig oder gewillt ist, kann eine generelle oder gar monokausale, eindeutig diskriminierende Dominanz der Schichtzugehörigkeit auf Schulleistungen behaupten. Von der Praxis her widersprechen dem auch die Bewährungen von „Arbeiterkindern“ beiderlei Geschlechts auf (der Hauptschule und besonders) den weiterführenden Schulen, die sie längst in zunehmender Proportion besuchen.

Dabei sei nicht geleugnet, daß viele Mitbürger der unteren Sozialschichten die Leistungsgesinnung moderner Gesellschaften erst noch nachholen und erlernen müssen⁸, damit sie und ihre Kinder darin Schritt halten können. Man hilft ihnen dabei weder mit einer Überspitzung noch mit einer Diffamierung von Leistungsanforderungen und Leistungsbereitschaft. Positive Sanktionen, Bildung und Solidarität werden ihnen den Übertritt in eine humanisierte Leistungsgesellschaft durch eine bedachte Berufswahl erleichtern. Wer nicht an den „Grundwiderspruch“ zwischen Kapital und Arbeit glaubt, bemerkt trotz mancher gegenläufiger Erscheinungen diesen sich längst vollziehenden Übergang in den Wertvorstellungen und Normen der oberen Unterschicht bzw. unteren Mittelschicht (d. h. ihre Verbürgerlichung), besonders bei einem Teil der betreffenden Schüler.

Es müssen in der Familie offenbar noch weitere, nicht einfach schichtspezifische, sondern mehr individuelle Eigenschaften wie Elternzwist, Unbeherrschtheit, erzieherische Inkonsequenz und Indolenz, Arbeitsbummelei, Trunksucht, Frühinvalidität, Asozialität, Delinquenz hinzukommen, um einem Jugendlichen den Lebensstart so gründlich zu erschweren, daß er *deshalb* nicht einmal den Hauptschulabschluß oder einen normalen Lehrabschluß erreicht⁹. Wenn wir uns die drop-out-Ziffer von ca. 150 000 jährlich zurückrufen, könnte man den Anteil derart Sozialisationsgeschädigter daran auf ca. 50 000 schätzen. Es bliebe noch ein restliches, etwa ebenso großes Drittel übrig.

3. Die vergessene Mitverantwortung

Die genetischen und sozialisatorischen Bedingungen klären keineswegs „alles“ auf. Sie grenzen einander gegenseitig ein, überlappen sich teilweise und tragen somit zu einem realistischen Bild bei. Aber die hierbei ermittelten statistischen Zusammenhänge sind nicht sehr dicht, sondern lassen bedingungsanalytisch unabgeklärte bzw. nur teilweise geklärte Räume übrig. Man kann diese nun mit vielen weiteren erwägbaren, aber kaum meßbaren Variablen vom Zeitgeist bis zu Gelegenheiten und Zufällen bevölkern und auf künftige Erkenntnisse von höherer Genauigkeit hoffen. Mir scheint es demgegenüber fruchtbarer und wissenschaftlich erlaubt, eine dritte, zur Zeit vernachlässigte Bedingungebene ins Auge zu fassen: die Eigen- bzw. Mitverantwortung der Jugendlichen und ihrer Eltern selbst, und zwar innerhalb der Spielräume an persönlicher, individueller und gruppenspezifischer Selbststeuerung, Selbstprägung oder Selbstsozialisation, die den Jugendlichen in dieser unserer Gesellschaftsordnung verbleiben¹⁰.

Diese Spielräume sind fraglos unterschiedlich groß, je nach den persönlichen Voraussetzungen aus Vererbung, Elternfamilie, Schulbildung, Lebensgeschichte. Sie jedoch – direkt oder indirekt – ganz leugnen, hieße den jugendlichen Akteur oder Interakteur zum bloßen Reakteur oder Objekt herabsetzen, was zugleich einen sozialwissenschaftlich nicht zu rechtfertigenden Abbruch abendländischen Denkens einschließlich des Marxismus bedeuten würde. Und es wäre ein Skandal, wenn christliche Jugendseelsorge dies täte. Sie würde der Entleerung des Individuums zugunsten seiner „Verhältnisse“ Vorschub leisten. Viele Jugendliche würden uns das auch gar nicht abnehmen, sondern sich eher darüber lustig machen; denn sie kennen ihre Mitschuld und wissen, daß sie besser hätten vorsorgen und vorarbeiten sollen. Manche von ihnen polarisieren sich geradezu gegen jene Defätisten, die sich nur gehen- und hängenlassen, alles von anderen erwarten und besonders empfindlich und anspruchsvoll gegen jede ihnen zugemutete Maßnahme reagieren.

Daß Schüler und Lehrlinge unter Leistungsstress leiden, das heißt nicht nur Leistungsforderungen als hoch einschätzen – das tun in entsprechenden Umfragen ca. 70 Prozent, wobei 60 Prozent das Anforderungsniveau für gut halten¹¹ –, sondern sich dadurch neurotisieren lassen, dürfte zum Teil auf die versäumte Einübung und Zumutung von persönlicher Mitverantwortung (nebst Verwöhnung und Unterforderung) zurückzuführen sein. Daß manche auch mit Schuldgefühlen reagieren, manifestiert weniger eine verurteilungswürdige Rigorosität oder mangelhafte Hilfe von seiten der Schulen, der Lehrer oder der Eltern als vielmehr eine aner kennenswerte (eventuell verspätete) Selbstzurechnung eigenen Fehlverhaltens¹². Wollte man diese in soziologistischer Penetranz nur gesellschaftlichen Strukturbedingungen oder „Strukturzwängen“ zumessen, würde man zum Handlanger einer gefährlichen Depersonalisation an jungen Menschen, die ihre Persönlichkeit entdecken und entwickeln, deren Chancen und Grenzen kennenlernen und daran arbeiten sollen.

4. Spielräume eigener Mitentscheidung

Läßt man sich ernstlich (wieder) sensibilisieren für die Existenz eines Mitentscheidungsspielraums für jedermann, den der einzelne (in seiner Gruppe) wahrnimmt oder passieren läßt, und sieht man sich nach Beweisen oder zumindest Hinweisen darauf um, so gewinnt eine Reihe von Beobachtungen eine neue Beleuchtung.

1. Innerhalb der Schülerbevölkerung in den letzten Jahren vor der Schulentlassung zeigen sich sehr hohe Quoten von in der Berufswahl *Unentschiedenen* oder Ratlosen (jeweils bis ca. 40 Prozent!)¹³. Eine solche Unentschiedenheit verringert die Möglichkeit einer zielstrebigem, raschen Berufseinmündung, selbst wenn die Berufsangebote gegeben sind. Wer einige Kenntnis der Schüler in ihrer Berufsfindungsphase hat¹⁴, ist immer wieder erstaunt, wie wenig sich Eltern und Schüler sinnvoll und rechtzeitig aktivieren und in einen achtsamen, vielseitigen Lern- und Problemlösungsprozeß hinein mobilisieren lassen.

Man mag dafür manche Entschuldigungsgründe finden: Fremdheit und Scheu gegenüber Institutionen, verwirrende Unterschiedlichkeit der Informationen, Kolportage über die Berufsberatung, voreilige Resignation über Begrenztheit der Möglichkeiten – es bleibt doch ein großer Rest mangelhafter Eigeninitiative. Er bleibt groß, zumal sich das Angebot der Berufsberatung zunehmend verbessert und vervielfältigt hat und zumal in der Jugendumfrage von EMNID 1975 etwa drei Viertel der Berufswähler eingestanden haben, daß sie ihren Beruf im Grund doch hätten „frei“ wählen können, sofern sie sich eben rechtzeitig entschieden haben. In Zeiten des Überangebots von Lehrstellen entschuldigt man die Säumigkeit in der Berufswahl mit der Behauptung, man fände auf jeden Fall eine Lehr- oder Arbeitsstelle; in Zeiten der Verknappung im Lehrstellenangebot heißt es, man könne ja doch nicht den Beruf ergreifen, den man sich wünsche. An Ausreden ist also kein Mangel. Übrigens nehmen nur etwa zwei Drittel der Schulentlassenen die Berufsberatung in Anspruch, davon erscheinen wiederum nur zwei Drittel mit ihren Eltern in der Sprechstunde.

2. Es bestanden und bestehen, und zwar in allen „Systemen“, *Nichtentsprechungen* zwischen Berufswünschen und Stellenangeboten (z. B. drei Baufacharbeiterlehrstellen für einen Bewerber bzw. eine Feinmechanikerlehrstelle für drei Bewerber). Diese Diskrepanzen sind im Bereich der betrieblichen Ausbildungsstellen im Lauf der allerletzten Jahre in der Bundesrepublik zurückgegangen; sie bestehen jedoch fort. Dies war stets ein Hindernis für eine zügige Beratung und Vermittlung. Solche Hindernisse machen sich in Zeiten einer Verknappung des Lehrstellenangebots natürlich stärker bemerkbar. Besonders wichtig ist deshalb heute eine alternative Berufswegplanung, die Eventualwünsche, Umwege, „Parken“, Spezialisierung, Fortbildung, Berufswechsel und Neuerungen in der Berufsstruktur einschließt und mitbedenkt. Aber gerade ein solches spezialisierendes und alternierendes Kalkulieren muß bei den Ratsuchenden auf aktive Resonanz, findige Mitarbeit und kontinuierliche Motivation stoßen. Das gilt heute erst recht für Abiturienten.

3. Auch in den Jahren 1975 und 1976 blieben ca. 20 000 der Berufsberatung gemeldeten *Ausbildungsstellen offen*; die tatsächliche Anzahl dürfte doppelt so groß sein, da nicht sämtliche Stellen der Berufsberatung mitgeteilt werden. Diese unbesetzten und ungenutzt bleibenden Angebote stammen zumeist aus Berufen, die seit vielen Jahrzehnten gemieden werden. Zu solchen unbeliebten Berufen gehören Berufe aus dem Bau- und Baunebengewerbe, aus dem Gaststätten- und Hotelgewerbe, aus dem Nahrungsmittelhandwerk etc. Sie werden als zu schwer, schmutzig, erniedrigend, ungesund, mit Schichtarbeit verbunden abgelehnt. Diese Ablehnungsgründe werden allerdings kaum auf ihre Berechtigung überprüft, was ebenfalls eine gutwillige, kritische Selbstverantwortung bei der Berufswahl auf seiten der Schüler und ihrer Eltern vermissen läßt.

4. Aufgrund der Erfahrung der Arbeitsämter nehmen die Möglichkeiten zur öffentlich geförderten *Fortbildung* und beruflichen *Umschulung* meist nur die Cleveren wahr, die zum Beispiel eine spezielle, praktische Ausbildung durch eine mehr allgemeine, theoretische aufstocken wollen (z. B. Kaufmann – Betriebswirt). Dagegen melden sich kaum solche Ausgelernte, die den Eindruck haben, sie hätten den falschen Beruf erlernt und könnten noch einmal einen anderen Beruf beginnen – obwohl nach ihren Selbstaussagen ca. 30 Prozent der Ausgelernten ihren Beruf nach der Lehrausbildung wechseln möchten. Schon gar nicht melden sich Jugendliche, die bisher nur Hilfsarbeiter (Ungelernte) waren, um eine reguläre Ausbildung nachzuholen. Die Mittel und Möglichkeiten der Bundesanstalt für Arbeit standen bisher für alle drei Typen zur Verfügung. Man kann nicht unterstellen, daß die erwähnten „Cleveren“ sich nur aus genetisch und sozialisatorisch Bevorteilten rekrutieren.

5. Berufsberatung und Stellenvermittlung für die bereits erwähnten Entlassschüler *ohne Hauptschulabschluß* (oder Realschulabschluß) und die Absolventen der *Sonderschulen* für Lernbehinderte waren schon immer schwierig. Das gilt heute noch mehr. An der Zahl der jugendlichen Arbeitslosen sind sie mit etwa einem Drittel beteiligt, obwohl sie nur ein Sechstel der Gruppe der 15- bis 20jährigen ausmachen. Demgegenüber ist der Anteil der arbeitslosen Hauptschüler mit Abschluß im Lauf der Rezession bisher nur wenig angestiegen. Man muß sich ernstlich fragen, wieweit es auch an der Selbststeuerung von Schülern und Eltern liegt, daß die Zahl dieser „drop outs“ relativ hoch ist. Warum praktizieren in dieser Situation Eltern, Lehrer und Schüler – oberhalb und ungeachtet erforderlicher oder strittiger Bildungsreformen – nicht eine bessere Zusammenarbeit auch für die Schwächeren, so daß nach neun Jahren Volksschule ein leidliches Abschlußzeugnis erreicht wird? Denn stärkere genetische oder sozialisatorische Benachteiligungen kann man nur einem Teil von ihnen zubilligen.

6. Jugendliche ohne Ausbildungsvertrag bzw. *ohne abgeschlossene Berufsausbildung*, sogenannte Ungelernte, und solche, die von vornherein keine betriebliche oder schulische Ausbildung anstreben, sind unter den jugendlichen Arbeitslosen mit ca. drei Fünfteln überrepräsentiert, obwohl sie nur ein Fünftel der jugendlichen Arbeitnehmer ausmachen. Wenn auch allmählich Ausgebildete unter 20 Jahren arbeitslos werden, so

bleiben doch die gleichsam strukturellen Unterschiede seit 1974 bestehen. Man muß sich hierbei fragen, ob nicht auch Mangel an selbständiger Verantwortung die Zahl derjenigen so hoch hält, die bisher keine Berufsausbildung angestrebt und durchgehalten haben. Aufgrund von Untersuchungen¹⁵ kann man einem Teil von ihnen bezüglich Intelligenz, Stabilität, Familienleben etc. durchaus die Befähigung für eine Berufsausbildung zumessen. Es handelt sich um etwa 100 000, also ein Fünftel der 15- bis 20jährigen Ungelernten. Hinderungsgründe wie geringes Selbstvertrauen, kurzfristige Lebensplanung, voreilige Genügsamkeit mit den Umständen müssen hier durch eine eher professionelle Motivierung und Anleitung von seiten der Berufsberatung, der Betriebe, der Berufsschule, der Gewerkschaft und der Massenmedien überwunden werden.

Aus diesem Überblick ergibt sich, daß es sich bei den meisten jugendlichen Arbeitslosen um solche Jugendliche handelt, die stets schwerer zu beraten, zu vermitteln und auszubilden waren und die schon immer einem Erwerbsrisiko entgegengegangen sind. Man könnte ebenso gut sagen, daß sich auch in den schwierigeren Jahren die Ratschläge und Warnungen bewährt haben, die die Berufsberatung seit 20 oder sogar seit 50 Jahren an die Schulabgänger und ihre Eltern richtet, nämlich sich rechtzeitig eine vernünftige Berufsperspektive zurechtzulegen, in jedem Fall die Schule regulär abzuschließen und möglichst auch eine Berufsausbildung anzutreten. Oder auf der Kehrseite der Medaille: seit Jahrzehnten geübte, aber verfehlte Verhaltensweisen sind in der gegenwärtigen Situation besonders ungünstig durchgeschlagen. Das wird in der Öffentlichkeit gern damit entschuldigt, daß solche Mahnungen eben nicht ankämen und von den Jugendlichen nicht recht akzeptiert würden. Damit wird dann wieder die Schuld auf „die anderen“ abgewälzt, die allein dafür verantwortlich seien, daß und weshalb solche Ratschläge nicht befolgt werden.

7. Liegt es nicht auch am sogenannten guten Willen, daß *Angebote der Arbeits- und Schulverwaltungen zur Verbesserung der Vermittlungsfähigkeit*, die nicht sogleich im Anschluß an die Schulentlassung erfolgen, nur von einem sehr geringen Bruchteil (ca. 5 Prozent) der Angeschriebenen und Angesprochenen angenommen wurden? Großzügige Umschulungs- und Umzugsförderungen scheitern zum Teil auch bei erwachsenen Arbeitslosen an mangelnder Bereitwilligkeit.

8. Und vom Gegenteil her: Im Berichtsjahr 1975 wurden beinahe 500 *Förderungslehrgänge* aller Art mit ca. 20 000 Schulentlassenen durchgeführt, auf denen meist der Hauptschulabschluß nachgeholt wurde und etwa ein Drittel in eine Berufsausbildung einmünden konnte. Das zeigt, daß der Appell an Selbstkorrektur, Nachholbereitschaft, Selbstvertrauen und Ausdauer nicht fruchtlos ist, wenn er in angebrachter und praktizierter Weise nach bitterer Ersterfahrung erhoben wird.

Man möge es dem Jugendforscher abnehmen, wenn er diese Hinweise aus Daten, Untersuchungen, Alltagserfahrungen und Selbstzeugnissen (auch) in einer bestimmten Zuschärfung auf das personale „tua res agitur“ interpretiert, als einen in der Diskussion um Jugendprobleme unserer Gesellschaft weithin verschwiegenen, unterschlagenen oder verhöhnten Aspekt. Gerade in Anbetracht der zahlreichen demographischen, struk-

turellen und konjunkturellen Bedingungen der Jugendarbeitslosigkeit dürfen die persönliche Initiative und Mobilisierung nicht außer acht gelassen werden.

Zwischen dem Mangel oder Angebot an Ausbildungsstellen und der Leistungsbereitschaft der Schüler bzw. Jugendlichen bestehen Wechselwirkungen. Deshalb ist es durchaus aktuell, auch an die Eigenverantwortung der Jugendlichen zu appellieren. Die Toleranz und die Unterbringungsmöglichkeiten, die unsere Gesellschaft bisher auch für die weniger Strebsamen und Gutwilligen realisieren konnte, finden in der Gegenwart ihre Grenzen. Insofern ist diese „Krise“ auch eine Krise unseres Laissez-faire, unserer Entschuldigungsideologien, unserer Beinahe-Leugnung der Selbstverantwortung des Individuums. Mancher jugendliche Arbeitslose ist ein Opfer der entnervenden ideologischen Diffamierung eigener Leistung und Zielstrebigkeit, der Abwälzung der Verantwortung auf die anderen, die Lebensverhältnisse oder das sogenannte System.

Gewiß darf man – aus Erkenntnis und Erbarmen – die autogenen Möglichkeiten der Selbstsozialisation junger Menschen nicht überschätzen oder überfordern. Aber man darf diese Möglichkeiten weder in Diagnose oder Prognose noch in den praktischen Maßnahmen völlig außer acht lassen. Man vertuschte sonst willkürlich und irrational ein Stück Realität. Man betröge junge Menschen um Nutzung und Erweis ihrer eigenen Kräfte. Grundüberzeugungen unserer Verfassung über die schutzwürdigen Freiheiten des Individuums im Dienst seiner Entfaltung und Etablierung wie auch die vergleichsweise beachtlichen faktischen Spielräume dafür in unserer Gesellschaft würden negiert. Und man gäbe bei den bedrückenden Nöten und Fehlentwicklungen bestimmter Gruppen von Jugendlichen heute fahrlässig eine Hoffnung preis. Schließlich übersähe man die überwiegende Mehrheit der jungen Generation, die ihre Möglichkeiten durchaus wahrzunehmen und zu würdigen versteht¹⁶.

Dem Sozialwissenschaftler sei zum Abschluß eine religiöse Aussage erlaubt; denn die Vernachlässigung persönlicher Verantwortung und individuellen Spielraums hat eine religiöse oder genauer anti-religiöse Tendenz. Wohl vermag der Gläubige auch in dem, was ihm durch Vererbung oder Lebensumstände zugemessen ist, Gottes Willen zu erfassen und zu akzeptieren. Die „via regia“ religiösen Erlebens geht aber doch wohl über den Ich-Kern der persönlichen Mitentscheidung. Nur dort vollzieht sich die Umkehr, das „Metanoie“, nur von dort aus wuchert der Mensch mit seinen individuellen Gaben und Verhältnissen und antwortet auf die Forderung des Tages. Auch wenn man dieses innerste Geschehen nicht mystisch, idealistisch oder elitär überschätzt, so ist es doch der eigentliche Bereich religiösen Glaubens. Wer es theoretisch oder praktisch in Abrede stellt oder vernachlässigt, steht auf der Seite des Unglaubens. Es ist der gleiche Frevel, der die „Chiffre Selbst“ auslöschen möchte wie die „Chiffre Gott“.

ANMERKUNGEN

- ¹ H. J. Eysenck, Vererbung, Intelligenz und Erziehung (Stuttgart 1975); ders., Die Ungleichheit der Menschen (München 1975); Chr. Jencks, Chancengleichheit (Hamburg 1975); A. R. Jensen, in: Harvard Educational Review 39 (1969); ders. in: Bulletin of the Atomic Scientist 16 (1971); E. Roth, W. D. Oswald, K. Daumenlang, Intelligenz (Stuttgart 1972).
- ² H. Dettenborn, Beziehungen im psychologisch relevanten Determinationskomplex der Jugendkriminalität, in: Probleme und Ergebnisse der Psychologie 39 (1971) 27–29; H. J. Eysenck, Die Ungleichheit der Menschen, a. a. O.
- ³ S. im Handbuch der Psychologie, Band Berufspsychologie (Göttingen 1977), die Beiträge von K. H. Seifert, Berufsfindung und Berufsbewährung behinderter Menschen, und W. Jaide, Berufsfindung und Berufswahl.
- ⁴ W. Jaide, Probleme der social stratification, in: Psychologie der Erziehungsstile, hrsg. v. Th. Herrmann (Göttingen 1966).
- ⁵ EMNID, Jugend zwischen 13 und 24 (Bielefeld 1975); EMNID, The International Youth Survey (1973); Bravo, Meinungsmacher Junger Markt, Untersuchungen durchgeführt vom Contest-Institut (Frankfurt 1971).
- ⁶ L. Kemmler, Erfolg und Versagen in der Grundschule (Göttingen 1970); dies., Schulerfolg und Schulversagen (Göttingen 1976); E. Höhn, Der schlechte Schüler (München 1967); Pädagogische Psychologie, hrsg. v. F. Weinert (Köln 1967).
- ⁷ Z. B. in der Zeitschrift „Schule und Psychologie“, Reinhardt Verlag, München (neuer Titel „Psychologie in Unterricht und Erziehung“).
- ⁸ W. Jaide, Berufsberatung in einer offenen Gesellschaft, in: Der Berufsberater, Frühjahr 1973.
- ⁹ W. Jaide, Junge Arbeiterinnen (München 1969); Sh. Glueck – E. Glueck, Jugendliche Rechtsbrecher (Stuttgart 1963).
- ¹⁰ S. auch Schulgesetz für Baden-Württemberg 1976.
- ¹¹ Institut für Jugendforschung, Mehrthemenumfrage im Auftrag der „Welt“ (München 1972); Institut für Jugendforschung, Die Einstellung der jungen Generation zum Unternehmer in seinem wirtschafts- und gesellschafts-politischen Umfeld (München 1974).
- ¹² Im Institut des Verfassers wird an einem Testinstrument gearbeitet, das diese Zurechnung von Erfolg bzw. Mißerfolg auf das Konto des Eigenverhaltens oder auf das Konto von externen Bedingungen, Umständen, Zufällen unterscheiden und die so oder so Votierenden genauer beschreiben läßt.
- ¹³ S. auch für das folgende: Berufsberatung 1973/74 (Nürnberg 1975); Berufsberatung 1974/75 (Nürnberg 1976).
- ¹⁴ W. Jaide, Berufswahl und Berufsfindung, a. a. O.; ders., Die Berufswahl (München 1966).
- ¹⁵ W. Jaide, Junge Arbeiterinnen (München 1969); Ungelernte in der Bundesrepublik, hrsg. v. E. Höhn (Kaiserslautern 1974).
- ¹⁶ W. Jaide, Jugend und Politik heute, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 39–40/76, 25. 9. 1976.